

Ein Buch
ist die Seele seines Autors
& die Figuren
sind die Kinder seiner Fantasie.

*Für Icke und Heinz,
im Herzen vereint.*

*Es kann einhundert Gründe geben, weiterzumachen,
doch wenn ein einziger Grund genügt, alles zu beenden,
weiß man, dass es Liebe ist.*

*Für Ute und Jeff,
mit denen ich diese wunderschöne Stadt erkunden
durfte.*

Selbst ein Ozean kann Familie nicht trennen ♥

Der letzte Fall der Evelyn Preston

Kriminalroman

Von Emily Schuster



© 2021 Emily Schuster

Umschlag, Illustration: Emily Schuster

Lektorat, Korrektorat: Emily Schuster

Weitere Mitwirkende: Katharina Schuster

Druck und Distribution im Auftrag der Autorin:
tredition GmbH, Halenreihe 40-44, 22359 Hamburg,
Deutschland

ISBN

Paperback 978-3-384-37082-2

Hardcover 978-3-384-37083-9

E-Book 978-3-384-37084-6

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Für die Inhalte ist die Autorin verantwortlich. Jede Verwertung ist ohne ihre Zustimmung unzulässig. Die Publikation und Verbreitung erfolgen im Auftrag der Autorin, zu erreichen unter: tredition GmbH, Abteilung "Impressumservice", Halenreihe 40-44, 22359 Hamburg, Deutschland

PROLOG

MABEL MCKENZIE

Mein Herz rast beängstigend und springt mit jedem Schlag gegen meine Rippen. Das Blut rauscht laut in meinen Ohren, Schwindel überkommt mich. Auf einmal glaube ich, man müsste meine Schritte durch den gesamten Gebäudekomplex hören können, so laut sind sie, obwohl ich mir die größte Mühe gebe, so lautlos wie nur irgend möglich aufzutreten. Vergebens.

»Hey.«, der Laut lässt mich erschrocken zusammenfahren und ich kann mich nur knapp davon abhalten, den Abzug der Clock in meinen Händen zu drücken.

Mein Kopf schnellt zu dem Verursacher des Geräuschs herum. Wütend taxiere ich Colton, ungläubig, mit welcher Leichtsinnigkeit er vorgeht. Hier geht es um etwas. Und zwar um weit mehr als nur um die bloße Anerkennung irgendeines Directors. Colton jedoch scheint sich keiner Schuld bewusst und erwidert meinen Blick mit hochgezogenen Augenbrauen. Verwirrung spricht aus seiner Haltung, doch der Moment ist schon bald verstrichen. Mit einem irritierten Kopfschütteln lässt er das Thema fallen und nickt in Richtung eines dünnen Drahts, der quer, knapp über dem Boden angebracht, durch den Flur verläuft. Stolperfalle oder Warnanlage, überlege ich. Ich muss ihm später unbedingt für seinen Hinweis danken. Andernfalls wäre mir die nähgarndünne Schnur, die

fast vollständig mit dem Stoppelteppich des Bodens verschmilzt, erst zu spät aufgefallen. Eine schemenhafte Bewegung in meinem Augenwinkel reißt mich aus meinen Gedanken und ich sehe gerade noch, dass Colton mich wild gestikulierend dazu anhält, hinter ihm zu bleiben, als er sich schon in Bewegung setzt. Der lange Flur ist scheinbar verwaist und erstreckt sich in unheimlicher Stille vor uns. Warum ist es so still? Für ein bewohntes Mehrgenerationenhaus ist das ungewöhnlich. Was geht hier vor? Das kann kein Zufall sein. Langsam folge ich meinem Kollegen, über dessen breiten Rücken ich nur einen flüchtigen Blick auf den Korridor vor uns erhaschen kann. Und dann, plötzlich, erkenne ich, was hier vor sich geht.

»Colton. Stopp.«, schreie ich noch verzweifelt, doch da ist es schon zu spät.

Ein Schuss fällt und bringt mein Trommelfell zum Klingeln. Eine ganze Welt zergeht in Blut. Und dann ist es still. Totenstill.

KAPITEL 1

MABEL MCKENZIE

Ein weiterer, langweiliger Tag in der nie ruhen wollenden Stadt Milwaukee, Wisconsin. Ein weiterer Tag, an dem ich eilig auf den Lake Drive auffahre und kaum eine Viertelmeile später den ersten Stau des morgendlichen Berufsverkehrs erreiche. Genervt stöhne ich und schlage frustriert gegen den Rahmen des Lenkrads. Ich hätte das vorhersehen müssen. Den Morgen werde ich wohl erneut in Moores Büro mit der verzweifelten Rechtfertigung meiner Verspätung verbringen dürfen. Großartig.

»Fuck.«, das ist doch nicht das erste Mal, dass ich diese Straße benutze.

Doch auf mysteriöse Weise scheint mir das Glück heute gewogen zu sein. Der Stau, der sich durch den gesamten Veteran's Park gezogen hat, lichtet sich endlich und das Milwaukee Art Museum taucht soeben zu meiner Linken auf. Die Flügel des riesigen weißen Gebäudes sind geöffnet, sodass das Museum an einen gigantischen Engel erinnert, der seine Schwingen beschützend über das Ufer des Lake Michigan und die Milwaukee Bay spannt. Nur noch zehn Minuten bis zum Büro. Erleichtert atme ich auf. Eine Viertelstunde Verspätung wird Moore mir wohl nachsehen. Hoffentlich. Allerdings habe ich das Gelände des Museums noch nicht hinter mir gelassen, als mein Blick plötzlich auf das gelbe Polizeiband fällt, das

einen Großteil des Grundstücks absperrrt. Vor Schreck vergesse ich zu atmen und trete das Bremspedal so abrupt durch, dass die Fahrerin des Dodge Ram hinter mir empört hupt. Meine Sicht verschwimmt. Das kann nicht wahr sein.

»Scheiße. Scheiße. Reiß dich zusammen, Mabel. Du fantasierst.«, meine Stimme klingt so zerbrechlich und dünn, dass ich ihr selbst kaum glauben kann.

Trotzdem überwinde ich mich und lasse meinen Wagen langsam wieder Fahrt aufnehmen, während mein Augenmerk jedoch weiterhin starr auf dem Tatort liegt. Es ist nicht zu fassen. Das kann nicht sein, das darf nicht sein. Und wenn es nur ein zusammenhangloser Unfall ist? Das hier ist Milwaukee, nicht Chicago oder Maine. Vielleicht war es schlichtweg ein Fahrradfahrer, der auf dem Gelände verunglückt ist, rede ich mir ein. Doch meine beruhigenden Worte verlieren augenblicklich an Wirkung, als ich den Springbrunnen vor dem Museumseingang passiere und ein eisiger Schauer über mein Rückgrat rinnt, als ich das unheilverkündende, weiße Tuch am Boden liegen sehe. Die Proportionen, die sich unter dem Tuch abbilden, sind seltsam angeordnet, nicht menschlich. Oder zerfetzt, flüstert die Stimme, die ich vehement zu unterdrücken versuche, leise in meinem Hinterkopf. Wieder ertönt das missbilligende Hupen der Autofahrerin hinter mir und ich kann ihr ihr ungezügelter Temperament nicht verübeln. Wahrscheinlich hält sie mich für eine Schaulustige, die sie davon abhält,

rechtzeitig in die Arbeit zu kommen. Würde ich mich an ihrer Stelle anders verhalten? Wohl kaum. Und obwohl ich weiß, dass ich den Vorfall schnellstmöglich vergessen, nicht weiter darüber nachdenken sollte, wollen die Bilder nicht aus meinem Kopf verschwinden. Das Leichentuch. Immer wieder zieht es vor meinem inneren Auge auf und jagt eine Gänsehaut über meinen Körper. Ich kann das nicht als einen Zufall abtun. Wie hoch ist schon die Wahrscheinlichkeit, dass sich ein so einzigartiges Ereignis in einer Stadt wie dieser und dann noch scheinbar willkürlich wiederholt? Nicht besonders hoch, schätze ich und lenke meine Konzentration stur wieder auf die Straße.

»Hör auf, daran zu denken. Es ist nur wahr, wenn du daran glaubst.«, befehle ich mir insgeheim.

Ich verbiete meinem Blick, zur Seite zu schweifen und widme mich gänzlich der gelben Fahrstreifenmarkierung auf der Mitte des Lake Drive. Die restliche Fahrt vergeht schneller, als mir lieb ist, denn als ich das Büro erreiche, geht mein Atem noch immer in flachen und abgehakten Stößen. Vor mir ragt das hohe, mehrflügelige Bürogebäude auf, das mit seinem hohen schwarzen Metallzaun und der ausgefallenen Architektur mehr abstoßend als vertrauenswürdig aussieht. Es setzt sich aus zwei runden, turmähnlichen Bauelementen sowie mehreren quaderförmigen Komplexen zusammen. Blaue Fenster durchbrechen die beige Außenverkleidung und gut zehn Meter vor dem Tor kündigt eine braune Steintafel

den Zweck der Institution an. FEDERAL BUREAU OF INVESTIGATION, Milwaukee Division, steht in weißen Lettern darauf geschrieben, daneben das unverwechselbare Emblem selbiger Organisation. Das Tor öffnet sich, nachdem ich dem Wärter meinen Ausweis vorgezeigt habe und ich zögere nicht, eilig auf das Parkgelände des Grundstücks einzubiegen. Ich verlasse mein Auto derart übereilt, dass ich fast vergessen hätte, meinen Schlüssel vom Zündschloss abzuziehen. Kaum fünf Minuten verstreichen, bevor ich durch die große Glastür des dritten Stocks breche und atemlos im Türrahmen zum Stehen komme. Hätte ich mir doch die Zeit genommen und den Aufzug benutzt, anstatt ganze drei Stockwerke über das Treppenhaus zu bewältigen.

»Mal wieder...«, empfängt mich eine vertraute Stimme mit süffisantem Unterton.

Doch ich lasse Queshaun nicht ausreden.

Sofort unterbinde ich seinen schadenfreudigen Triumph, indem ich den Redeschwall nicht daran hindere, ungestüm aus mir hervorzubrechen: »Du glaubst nicht, was ich gerade gesehen habe. Wenn ich mit meiner Vermutung auch nur annähernd richtig liege, haben wir ein riesiges Problem.«

»Okay?«, aus großen, braunen Augen blickt Queshaun auf mich herab, seine Kiefermuskeln gespannt, seine Hände zu Fäusten geballt, »Was ist passiert?«

Sorge schwingt in seiner melodischen Stimme mit und erneut komme ich nicht umhin, die Gabe meines Kollegen zu bewundern. Es ist unglaublich, wie er aus dem Verhalten eines Menschen lesen kann. Ich habe kaum zwei Sätze gesagt und dennoch weiß er, dass meine Beobachtung zur Sorge veranlasst. Oder vielleicht bin ich auch einfach enorm schlecht darin, meine Gedanken zu verbergen und gleiche daher einem offenen Buch. Möglich wäre es immerhin.

»Ich bin heute Morgen wie immer über den Lake Drive und den Veteran's Park gefahren. Aber als ich am Kunstmuseum vorbeikam, war das ganze Gelände gesperrt. Es war wie ein verdammtes Déjà-Vu. Gelbes Polizeiband. Das Leichentuch. Alles war genau wie damals. Der Tatort sah identisch aus. Identisch, Queshaun.«

»Das ist unmöglich. Das weißt du so gut wie ich.«, widerspricht er, legt jedoch seine Stirn in nachdenkliche Falten.

»Ich weiß.«, stimme ich ihm zu, »Aber verdammt, ich habe es gesehen. Und auch, wenn das vollkommen absurd ist, habe ich ein ungutes Gefühl. So etwas wird man nicht los, auch nicht nach all den Jahren.«

»Wem erzählst du das? Verständlich, dass du dich sofort mit den Geschehnissen von damals konfrontiert siehst. Aber glaub mir, das war ein Streich, den dir dein Verstand gespielt hat. Alles andere würde an ein Wunder

grenzen. Das ist so gut wie unmöglich. Nein. Nicht so gut wie. Es ist unmöglich.«

»Und wenn nicht? Schon davor gab es Fälle, die zu den Akten gelegt wurden und...«

»Hörst du nicht, wie unglaublich das klingt? Einem Zeugen, der seine Aussage auf diese Weise begründet, würdest du nie auch nur mehr als einen Augenblick deiner Zeit schenken.«, fällt Queshaun mir unwirsch ins Wort.

»Hey, was ist denn hier los?«, noch bevor ich meinem Kollegen antworten kann, fahre ich vor Schreck über den Neuankömmling zusammen.

Die raue Basstimme erfüllt mich mit blanker Panik. Noch nie hatte ich ein sonderlich gutes Verhältnis zu Cassian Moore, Special Agent in Charge und Leiter unserer Einheit. Doch in meiner augenblicklichen Situation könnte ich mir keinen schlimmeren Ausgang der Lage vorstellen. Und Moore trägt nicht gerade zu meiner Beruhigung bei. Im Gegenteil. Noch während ich mich zu dem großen, grauhaarigen Mann umdrehe, überkommt mich ein eisiger Schauer der Angst. Ich bin zu spät, erneut, und noch dazu erscheine ich mit ausgefallenen Verschwörungstheorien im Büro, von denen Moore wohl als Letzter erfahren wollen wird. Ich kann ihm nicht davon erzählen, ohne mich vollständig der Lächerlichkeit preiszugeben.

Also trage ich all mein schauspielerisches Geschick zur Schau und sage in gekünstelt fröhlichem Tonfall: »Guten Morgen, Special Agent Moore.«

Der markdurchdringende Blick seiner eiskalten, steingrauen Augen durchbohrt mich regelrecht und für einen Moment fühlt es sich an, als würde die sengende Hitze seines Starrrens ein Loch in meinen Brustkorb brennen.

»Guten Morgen, McKenzie.«, grüßt er halbherzig und nickt Queshaun ebenfalls zu, »Parlow.«

»Chef.«, erwidert Queshaun den Gruß und zieht sich eilig in die Obhut seines Schreibtisches zurück, als sich Moore erneut an mich wendet.

»Wo waren Sie? Ich kann mich nicht erinnern, Sie heute Morgen schon einmal gesehen zu haben.«

»Sorry.«, stottere ich, bemerke dann, dass diese Antwort als unglaublich respektlos aufgefasst werden könnte und verbessere mich eilig, »Ich meine, bitte entschuldigen Sie, Sir. Es gab einen Stau auf dem Lake Drive und im gesamten Veteran's Park. Ich bin erst vor wenigen Minuten angekommen.«

Angesichts meiner Erklärung schießen Moores buschige, graumelierten Augenbrauen skeptisch in die Höhe.

»Wenigstens sind Sie ehrlich. Wenngleich ich allmählich ernsthafte Zweifel an Ihrer Zuverlässigkeit hege.«,

entgegnet Moore in seinem gewohnt überheblichen Sing-
sang.

»Tut mir wirklich leid, Sir. Das kommt nicht wieder
vor.«

»Seit meinem Antritt als Special Agent in Charge ist
das wohl die meistgehörte Antwort, die ich von Ihrer
Seite erhalten habe.«, kommentiert er unterkühlt und ver-
schränkt die Arme vor der Brust, »Sorgen Sie dafür, dass
es sich diesmal nicht nur um leere Floskeln handelt.«

»Natürlich.«, wispere ich kleinlaut und beiße wider-
willig die Zähne zusammen.

Er hat recht. Wie könnte es auch anders sein? Er ist
mein Vorgesetzter und ich muss wirklich an meiner
Pünktlichkeit arbeiten, wenn mir etwas an diesem Job
liegt. Ich habe zu viel aufgegeben, geopfert und zu viel
Arbeit in meine Qualifikation für diesen Job gesteckt, als
dass ich ihn wegen ein paar Verspätungen riskieren
werde. Dafür habe ich nicht all die Monate gekämpft.
Und nur, weil ich letztendlich die Anstellung beim FBI
erreicht habe, heißt das nicht, dass sie mir nicht genauso
schnell wieder entzogen werden kann. Und dann? Ver-
dammt, ich habe ein kleines Kind. Was wird aus Zoë,
wenn ich den Job verliere?

»Wow, was habe ich verpasst?«, fragt Gideon, der ge-
rade um die Ecke des Pausenraums in das geräumige
Großraumbüro einbiegt und einen Zusammenprall mit
unserem Chef nur knapp verhindern kann.

Ihm entgeht nicht der grimmige Gesichtsausdruck auf Moores sowieso dauerhaft angespannten Zügen und seine Neugierde scheint ins Unermessliche zu wachsen, als er ungeduldig auf eine Antwort wartet.

»Toll, Moore hatte heute Morgen gute Laune und kaum, dass ich mir einen Kaffee hole, gelingt es euch beiden, alles zunichtezumachen.«, scherzt Gideon schelmisch grinsend und nippt an seiner Tasse.

»McKenzie kam zu spät.«

»Oh.«, das ist alles, was Gideon zu dem Gespräch beisteuert, ehe er auf dem Absatz kehrt macht und in die entgegengesetzte Richtung davongeht.

Ich höre noch sein leises, ärgerliches Murmeln, kann jedoch nicht verstehen, was er sagt. Dann ist er schon verschwunden.

»Habe ich das Meeting verpasst?«, frage ich, um zumindest den Anschein von Professionalität zu wahren.

»Nein.«, versichert Queshaun und dreht seinen Bürostuhl, sodass er mir nicht länger den Rücken zuwendet, »Den Drogenfall haben wir an die DEA abgegeben. Und den Typen aus Appleton, der den Einbrecher auf seinem Grundstück erschossen hat, nehmen sich Sophia und Colton vor. Momentan gibt es nur Papierkram, den wir erledigen können, deswegen kein Meeting.«

»Dann habe ich wenigstens nichts verpasst und Moore kann mir das nicht allzu lange nachtragen.«, überlege ich

und stoße erleichtert die Luft aus, die ich angehalten habe.

Doch es ist fast, als wolle Moore mir an diesem Morgen keine einzige Sekunde gönnen, um zu Atem zu kommen, denn plötzlich tritt er abermals aus der Tür zu seinem Büro und ruft: »Parlow, McKenzie, in mein Büro. Sofort.«

»Oh shit.«, zische ich niedergeschlagen, beiße mir vor Frustration auf die Unterlippe.

Das darf doch wohl nicht wahr sein. Hat Moore etwa gehört, was ich soeben gesagt habe? Oder legt er heute schlichtweg alles daran, mein Nervenkostüm vollständig zu ruinieren? In stummer Übereinkunft lösen sich Queshaun und ich aus unserer Starre und bewegen uns schweigend auf das Büro des dienstleitenden Agents zu. Eine milchgläserne Tür in türkisblauem Farbton verstellt uns die Sicht in das Zimmer und genau auf Augenhöhe zielt der Schriftzug MOORE, CASSIAN, SPECIAL AGENT IN CHARGE das feinporöse Glas.

»Sir?«, sagt Queshaun und lässt mir den Vortritt.

Widerwillig nehme ich sein Angebot an und nicke im Vorbeigehen dankbar. Doch insgeheim widerstrebt es mir, das Büro zu betreten. Alles in mir sträubt sich dagegen, in Cassians Nähe zu sein und ich kann mir diese Reaktion selbst nicht erklären. Es ist nicht so, als hätte Moore mir je ein Leid angetan oder sich mir gegenüber ungebührlich oder unangemessen verhalten. Doch

irgendetwas, eine Charaktereigenschaft oder vielleicht eine Duftnuance seines Parfums, führen dazu, dass ich seine Anwesenheit nur schwerlich ertragen kann. Wäre er nicht mein Vorgesetzter, würde ich alles tun, um seine Gesellschaft zu meiden, doch in Anbetracht unseres Arbeitsverhältnisses ist das wohl kaum möglich.

»Setzen.«, mehr sagt Moore nicht, nachdem Queshaun die Tür hinter uns geschlossen und sich mit hinter dem Rücken verschränkten Armen neben mir aufgebaut hat.

Das Tattoo in seinem Nacken sticht in dem hellen Licht, das die Neonröhren absondern, noch deutlicher hervor. Ein etwa handtellergroßer Skorpion prangt gut sichtbar knapp unterhalb seines Haaransatzes und schwenkt seinen giftbewährten Schwanzstachel.

»Gibt es ein Problem?«, rate ich vorsichtig, während ich mich auf einem der zehn Stühle niederlasse, die rund um den langen Holztisch verteilt stehen.

Jetzt erhebt sich auch Moore von seinem Schreibtisch am anderen Ende des Büros und setzt sich ans Tischende der Tafel, den Blick taxierend auf mich geheftet.

»Nein.«

»Und warum...«, Queshaun stockt kurz und vergewissert sich, dass Cassian nicht aus eigener Initiative heraus fortfahren wird, »...sind wir dann hier?«

»Ich habe Ihnen etwas mitzuteilen.«, seiner Ankündigung folgt eine theatralische und wenig authentische Pause.

»Okay?«, meine Stimme klingt seltsam schrill, als sie die anhaltende Stille in dem großen Büro durchbricht.

Gekonnt weiche ich Moores forschenden Augen aus und blicke stattdessen in Richtung des deckenhohen Bücherregals, dessen Bretter sich unter dem Gewicht unzähliger Aktenmappen, Ordner und Gesetzbücher biegen. Durch das einzige Fenster des Raums, das in der Wand gegenüber dem Schreibtisch eingelassen ist, dringt strahlendes Sonnenlicht und wärmt mein Gesicht angenehm.

»Ich habe heute Nacht einen Anruf vom Captain des Milwaukee Police Departments erhalten.«, führt Moore seinen Monolog endlich fort und knackt nervös seine Fingerknöchel, »Er berichtete mir, dass gegen Mitternacht eine Leiche im Garten des Kunstmuseums aufgefunden wurde.«

»Mabel hat mir vorhin davon erzählt.«, erinnert sich Queshaun und wirft mir einen flüchtigen Seitenblick zu, »Aber inwiefern betrifft uns das? Wenn es ein regulärer Mordfall war, fällt er in die Zuständigkeit des M.P.D.s. Das ist keine unserer Angelegenheiten. Warum hat der Captain Sie also kontaktiert? Kommen sie in dem Fall schon jetzt nicht mehr weiter und benötigen unsere Hilfe?«

Sein Scherz bleibt ungehört.

Stattdessen klärt Moore emotionslos auf: »Es lassen sich gewisse Parallelen ziehen.«

»Zwischen?«

»Siehst du? Ich habe es dir gesagt.«, raune ich tonlos und lehne mich zu meinem Kollegen hinüber, sodass nur er meine Worte hören kann.

»Wie war das?«, erkundigt sich Moore und fixiert mich mit forschender Miene.

»Ich habe den Tatort von der Straße aus gesehen, Sir.«, erkläre ich ihm, »Alles daran erinnerte mich sofort an den Tatort vor 4 Jahren. Ich konnte keine genauen Einblicke erhalten, aber so viel ich zum jetzigen Zeitpunkt sagen kann, ähnelte auch die Anordnung der sterblichen Überreste unter dem Leichentuch der von den Leichenschauplätzen damals. Die Ähnlichkeit ist erschreckend. Das kann kein Zufall sein.«

»Davon ist auch der Captain der Milwaukee Police überzeugt und hat mich förmlich angefleht, den Fall zu übernehmen.«

»Haben Sie zugestimmt?«, hakt Queshaun argwöhnisch nach und rauft sich das kurzgehaltene, braune Haar.

»Ich hatte keine Wahl.«, verteidigt sich Moore, die Hände abwehrend vor der Brust erhoben, »Der Commissioner hat es angeordnet. Er will nicht riskieren, dass dieser Fall an die Öffentlichkeit gelangt und glaubt, wir